

Matthäus 21,14-17: *Und es gingen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel, und er heilte sie. Als aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten die Wunder sahen, die er tat, und die Kinder, die im Tempel schrien: Hosianna dem Sohn Davids!, entrüsteten sie sich und sprachen zu ihm: Hörst du auch, was diese sagen? Jesus antwortete ihnen: Ja! Habt ihr nie gelesen (Psalm 8,3): „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet“? Und er ließ sie stehen und ging zur Stadt hinaus nach Betanien und blieb dort über Nacht.*

Liebe Gemeinde!

Am Singen erkennt man, wie es um die Kirche steht. Da haben wir Anlass zur Sorge. Das Singen könnte sich verlernen; die Freude daran scheint zurückzugehen. Wie gut, dass der Sonntag „Kantate“ uns Jahr für Jahr ermuntert, das Singen wieder zu pflegen. Denn wo man singt, da lebt sich's besser und da glaubt sich's leichter.

Der Sonntag Kantate – Singet! - gehört zu den Sonntagen nach Ostern. Das ist kein Zufall. Singen ist Ostern für Texte und Noten. Weil auch die Lieder darauf warten, aufgeweckt zu werden. Auf dem Papier sind die Texte stumm und die Noten tot. Sie brauchen eine Aufführung.

Beim Singen lernen wir aber auch den rechten Gebrauch für die Worte der Bibel; auch sie wollen ihr Ostern erleben. Sie möchten zum Klingen kommen, auch wenn sie nicht schon von Hause aus Lieder sind. Sie warten darauf, aufgeweckt zu werden. Die Lieder erwachen, wenn sie gesungen, die Noten, wenn sie aufgeführt werden. Und die Texte der Heiligen Schrift warten darauf, dass sie die Augen aufschlagen dürfen wie Erwachende, dass sie laufen dürfen, als wären sie zuvor gelähmt gewesen, dass sie lebendig und laut werden dürfen wie jene Kinder im Tempel.

Als Jesus in den Tempel von Jerusalem einzog, ist genau dies geschehen – und der heutige Predigttext berichtet davon - , dass einige der alten Texte wieder aus ihrem Dämmer Schlaf erwachten. Es gab da eine Geschichte aus der Davidszeit. Sie steht im 2. Samuelbuch und erzählt von der Eroberung einer Stadt der Jebusiter durch David. Die Stadt hieß Jerusalem. Damals hätten die Jebusiter David und seine Mannen verspottet. Mit Blinden und Lahmen könne man die Angreifer abwehren; ihre Stadt sei uneinnehmbar. David hat sie dennoch eingenommen. Aber seitdem schlummerte die alte Geschichte. Sie schlug erst wieder die Augen auf und fing auch gleich an zu singen, als Jesus im Tempel von Jerusalem Blinde und Lahme zu heilen begann.

In den Psalmen stand schon seit langem der Vers „aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet“. Das stammt aus Psalm 8, war gut bekannt – und träumte trotzdem vor sich hin. Oft hatte man's im Tempel gehört, man hatte es immer gelesen. Aber nun schien es Jesus, der Vers sei der Aufmerksamkeit der Schriftkundigen entgangen. „Habt ihr das nie gelesen?“ fragte er sie. Wirklich zum Singen und zum Klingen kam der Vers erst, als Jesus im Tempel war und Kinder herein stürmten, lebendig und laut waren und von Jesus mit genau diesen Worten aus dem Psalm in Schutz genommen wurden gegen die Text- und Tempelwächter, die sich über den Lärm empörten.

Und noch ein weiterer Psalmvers war erwacht, als Jesus in Jerusalem einzog. Er lautet: „Hosianna dem Sohn Davids!“ Nun, im Tempel, erklang er erneut aus dem Mund jener Kinder. - Drei Texte kamen zu Tönen. Sie klangen aufs schönste zusammen.

Als Jesus starb, erlitt er selbst das Schicksal von Texten, deren Buchstaben still ruhen, deren Melodien keiner kennt und deren Sinn verschlossen ist. Nun ist Jesus aber auferstanden von den Toten. Und die Texte, die auf ihn hinweisen, sind dazu bestimmt, selber aufzuwachen und andere aufzuwecken. Sie sind wie Texte eines Liedes und wie die Noten einer noch nicht gehörten Musik.

Es ist eine tief in uns eingewurzelte Vorstellung, dass die Bibelworte irgendwie hinter uns liegen. Sie reden von etwas, was vergangen ist. Jesus Christus aber ist nicht vergangen. Seit Ostern ist es bestätigt und gewiss, dass er der ist, „der da *kommt* im Namen des Herrn.“ Und das Wort, mit dem er uns zugetragen wird, hat teil an seiner Lebendigkeit. Seit Ostern ruht es nicht hinter uns, sondern es steht vor uns. Es winkt uns zu sich. Den Tempel gibt es nicht mehr. Dafür gibt es dieses Wort, um das herum unsere Kirchen dann gebaut worden sind. Wir dürfen einkehren in diesem Wort. Und wenn wir eintreten, sagt es zu uns: Komm her, setz dich zu mir, ich habe dir hier einen Platz freigehalten!

Treten wir also ein. Wir hören und lesen: „Es gingen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel, und er heilte sie.“ Und wir lesen ein Stück weiter von den Kindern, die im Tempel „Hosianna“ riefen. Und wo soll hier ein Platz sein für uns? Wir werden zögern, uns da niederzulassen. Wir werden denken: „Ich bin nicht gelähmt und nicht blind und ich bin nicht naiv wie ein Kind“. Aber das Wort winkt weiter und lächelt und gibt uns zu verstehen, dass gerade hier ein guter Platz für uns wäre, ja, der richtige Platz. So lassen wir uns halt nieder, versuchsweise, vielleicht für die Dauer der Predigt. Und während wir uns immer noch fragen, ob wir dort hingehören, zu den Gelähmten etwa, könnte uns in den Sinn kommen, dass es in mancher Hinsicht tatsächlich so ist. Etwa in religiöser Hinsicht. Mein Glaube, das könnte mir jetzt kommen, macht keine großen Sprünge und kann oft kaum gehen. An Ostern zum Beispiel. Oder wenn ich an Himmelfahrt denke. An Pfingsten lahmt er nicht selten. Und meine Hoffnung ...? Sie ist auch eher gelähmt, eher flügelahm. Ich könnte das von meiner hoffenden Seele wohl kaum sagen, dass sie weit ihr Flügel ausbreitet und durch die stillen Lande fliegt, als flöge sie nach Haus. - Bin ich womöglich auch blind? Zugegeben, ich sehe die Dinge durch meine eigene Brille und sehe sie oft anders als andere. Das muss ja nicht falsch sein. Vieles aber kann ich kaum recht erkennen. Den Sinn sehe ich manches Mal nicht, zum Beispiel beim Lesen in der Bibel. Aber auch beim Lesen in den Linien und Seiten und Kapiteln des eigenen Lebens. Und wenn es so ist, dass Blindheit auch durch Blendung entsteht, dann könnte mir das eine oder andere wieder einfallen, von dem ich mich habe blenden lassen: Glücksversprechen, denen ich Glauben geschenkt habe, als hinge meine Seligkeit daran.

So sitzen wir also hier bei den Blinden und Lahmen. Das Textwort hat uns hier einen Platz zugewiesen. Und wir sind da zugleich bei jenen Kindern, die noch nicht wissen, was aus ihnen wird. Hierher also würden wir am Ende gehören? Festgenagelt wären wir also und festgelegt, auf diesen Platz gedrückt, von dem es heißt, das er uns irgendwie zusteht? Es kann sein, dass uns das nicht gefällt.

Doch nun sagt dieses einladende und platanweisende Wort, dass Jesus die Blinden und die Gelähmten geheilt und dass er die Kinder in Schutz genommen hat.

Und allmählich gehen da vielleicht auch uns die Augen auf, und unser Blick fällt auf Jesus. Festgenagelt fanden wir uns und festgelegt ... Nun wurde aber Jesus festgenagelt, neben uns, mit uns, für uns. Und nichts Belastendes geht davon aus, sondern etwas Befreiendes. Seit Ostern sind wir frei und können singen und uns bewegen und den Blick in neuer Weise auf unsere Mitmenschen richten und auf die Welt, in der wir leben. An Jesus hängt

unsere Last, an uns will seine Freiheit wirken.

Es entspricht dem Geist Jesu Christi, wenn wir in der Weise anfangen, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen, dass wir „musikalisch“ mit unserer Geschichte umgehen. Musikalisch hieße: österlich. Ostern erlaubt uns eine Wiederaufführung der Geschichte von der Heilung der Blinden und Lahmen und der Verteidigung der Kinder im Tempel. Ostern möchte uns den Mut geben, bei uns und bei anderen Lähmungen zu lösen und die Lebens- und Gottesfreude zu wecken. Wo das geschieht, wirkt es auch gleich ansteckend; Freiheit wirkt ansteckend. Das wissen gerade die Sänger. Wer singt, macht die Erfahrung, dass das leichter geht und schöner klingt, wo andere da sind, die es schon können. Wenn wir uns getrauen, unsere Hemmung einmal zu überwinden und uns überzeugt zu äußern, wird das nicht ohne Wirkung bleiben. Und weil heute nun einmal der Sonntag Kantate ist, seien zwei Beispiele aus der Musik genannt, wo so etwas geschieht.

In der Motette „Jesu, meine Freude“ von Johann Sebastian Bach kommt der gleichnamige Choral zum Erklingen, zusammen mit Worten aus dem Römerbrief. An einer Stelle wird das Wüten der Welt musikalisch dargestellt. „Tobe, Welt, und springe“, heißt es da. Und die Musik beschwört vieles von dem herauf, was uns deshalb lähmt, weil es uns in Furcht versetzt. Doch plötzlich entsteht mitten in diesem Toben eine Stille, in der es heißt: „Ich steh hier und singe in gar sichrer Ruh.“ – Und wir von heutigen Ängsten Gelähmten werden ermutigt, selbst auch so hinzustehen und so zu singen und so über die Angst hinaus zu wachsen.

Neben der Angstlähmung sind wir oft auch von einer Art Schüttel-Lähmung befallen. Das ist eine Lähmung, die einher geht mit hektischer Aktivität. Mit unseren Aktivitäten blähen wir das eigene Leben auf, oft zu Lasten von anderem Leben; wir sind Großverbraucher von menschlichen und natürlichen Ressourcen. Das bedroht das Zusammenleben von Menschen und Völkern und strapaziert die Geduld der Natur. Sieht man das aber, weil einem die Augen geöffnet wurden und weil man erwachsen ist, dann stellt sich genau diese Frage: wie kann man noch in das „Hosianna“ jener Kinder einstimmen?

Wir fanden eine Antwort jetzt beim Hören der h-moll-Messe von Johann Sebastian Bach.

Sie beginnt - wie jede Messe – mit dem Kyrie eleison, Herr, erbarme dich. Das wird uns oft näher liegen als das „Hosianna“. Die Musik führt dann weiter durch alle Tiefen und durch geradezu himmlische Höhen des Glaubens und des Erlebens. Ein solcher Höhepunkt ist das „Hosianna in der Höhe“. Das kehrt nach dem „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“ noch einmal wieder. Aber dort in der Höhe hört die Musik nicht auf. Dort hört's auch für uns nicht auf. Die Musik endet statt im Paradies und himmlischen Glück weiter unten gewissermaßen, bei der demütigen Bitte um den Frieden: Dona nobis pacem ist ihr Schluss. Und weiter als bis zu dieser Bitte müssten wir auch nicht kommen. Hier ist der Platz, an dem Christus uns haben will. Wo Christen um den Frieden bitten, aktiv und überzeugt, da weht der Geist seiner Freiheit. Da endet auch die Lähmung, und die Texte bewegen sich auf uns zu und klingen wie Musik. - Es verschönt unsern Glauben und bereichert unser Leben, wenn ein Text zur Aufführung kommt – sowohl in unserem Glauben als auch in unserem Tun und manchmal in unserem Lassen. Auch Zuhören kann schön sein. Amen.

Verfasser:

Pfr.i.R. Martin Schmid, Fellbach
eMail: Mado.Schmid@t-online.de